

Das Kinderspital als gesellschaftliches Labor

Von Karl Lüönd

Als Laie vier Jahre immer wieder im Kinderspital, neugierig, fragend, beobachtend. Was bleibt zurück ausser das Buch? Vor allem die starke Erinnerung an Persönlichkeiten: Pflegefrauen, Fachleute der Rehabilitation und der Verwaltung, Ärzte, Forschende, Helferinnen und Helfer aller Grade. Wie immer, wenn er in ein hoch organisiertes Gebilde eindringt, steht der Journalist zunächst einmal ratlos und staunend vor so viel Komplexität.

Beim Kinderspital kam etwas weiteres dazu: Das Vorverständnis des Laien ist, was Spitzenmedizin betrifft, stark technologisch und naturwissenschaftlich orientiert. Natürlich hat man die Forderungen nach Psychologie, nach gesellschaftlichem Bezug der Medizin, nach besserer Kommunikation im Ohr, die einem aus der gesundheitspolitischen Diskussion geläufig sind. Aber im Kinderspital geht einem plötzlich auf, wie wichtig diese «weichen» Faktoren für den angestrebten Erfolg – Linderung, Heilung – wirklich sind.

Die Eigenarten der Kindermedizin

Zu lernen war, dass Kindermedizin ihre eigenen Gesetze hat. Das auffallendste: In der Regel spielt sich die Arzt-Patientenbeziehung im Dreieck statt, denn fast immer ist die Mutter dabei – nicht nur als Mittelsperson, sondern als Mitbetroffene. Der Arzt hat zwei Menschen zu «behandeln». Entscheidend für seinen Erfolg ist nicht nur, dass er das Richtige tut, sondern dass er es auch richtig kommuniziert – dem oft sprachlosen betroffenen Patienten und seiner Mutter. Das geht nie nur auf dem kognitiven, rationalen Weg. Hier sind emotionale Zuwendung und soziale Kompetenz gefragt. Wobei sich der Beobachter wundert, warum es nicht häufiger auch ein Vater ist – und damit sind wir schon mitten in einem dieser gesellschaftlichen Probleme, die einem im Kinderspital entgegen kommen.

Gelernt habe ich sodann, dass Medizin im Kinderspital nur bedingt planbar ist. Was immer unter dem Kostendruck im Gesundheitswesen als Rationalisierung und Organisationsmittel erfunden wird, findet seine Grenzen bei der Autonomie der Kinder. Nach einem unvergesslichen Vormittag bei Prof. Stauffer im Operationssaal hat mir ein Oberarzt beim Kaffee einen Schlüsselsatz gesagt: «Sie können ein Kind nicht beschleunigen. Sie können einem Kind nichts befehlen. Unsere Arbeit richtet sich nach seinem Takt.»

Kinderspital als Brennglas der Probleme

Die eindrücklichste Lehre aus vier Jahren Arbeit an diesem Buch aber war: Das Kinderspital ist ein gesellschaftliches Labor. Fast alles, was an Problemen diese Gesellschaft bedrängt, wird hier früher und dringlicher als irgendwo anders sicht- und spürbar. Mir fällt die Metapher vom Brennglas ein. Das Kinderspital bündelt die sozialen Probleme dieser Zeit, bringt sie – manchmal schmerzhaft – auf den Punkt und führt sie vor. Das ist nichts weiter als logisch, denn sind es nicht die Kinder, die als erste unter den Brüchen und Fehlentwicklungen dieser Gesellschaft leiden? Die Migration entwurzelt Kinder. Gewalt in allen Formen – Misshandlung, Missbrauch, Krieg – traumatisieren sie. Und im vermeintlich tiefsten Frieden toben ebenso diskrete wie verheerende Beziehungskriege; sie lassen zerbrochene und unvollständige Familien zurück. Neue Beziehungen entstehen, und nicht selten sind es die Kinder, die dadurch irritiert und geängstigt werden. Suchtprobleme, Aids, die Gefahren des Strassenverkehrs, die Luftverpestung, der Druck in der Schule, die Not der Arbeitslosen – das alles und noch viel mehr kommt hier im Kinderspital an: manchmal in Form von herzergreifenden Leidengeschichten, immer aber früher und direkter als unten in der Stadt, in den Ratssälen und in den klimatisierten Chefbüros.

Vom «Fall» zum Schicksal

Mein Eindruck ist, dass dieses tägliche Rendez-vous mit der Wirklichkeit die Menschen prägt, die hier im Kinderspital arbeiten. Mir scheint, sie nehmen gesellschaftliche Probleme früher, aufmerksamer und achtsamer wahr als die meisten anderen. Sie sind – oder hoffe ich das nur? – weniger befangen in ihren fachlichen Welten; sie vermögen auch seitlich, nach unten und nach innen zu schauen und mehr von der ganzen komplizierten Wirklichkeit zu verstehen, die die kleinen Patienten mitbringen. Im Kinderspital wird der leidende Mensch nicht einfach als Fall wahr-, sondern als Schicksal angenommen.

Dieser besondere Bezug zur Gesellschaft prägt auch den Umgang dieses Hauses mit der Öffentlichkeit. Das Kinderspital ist offen, es kommuniziert gerne und erklärt seiner Umgebung, was es tut und warum es dies gerade so tut. Als Journalist mit bald vierzig Berufsjahren habe ich viele Ärzte und Spitäler kennen gelernt. Ich habe gut verstanden, dass diese streng geordnete Welt dem flatterhaften und oberflächlichen Journalistengewerbe grundsätzlich misstraut. Hier im Kinderspital habe ich auf allen Stufen und in allen Abteilungen nicht nur Freundlichkeit und Offenheit erlebt, sondern vor allem Geduld, Freude am Erklären, Freude an der eigenen Arbeit – und Kompetenz, fachliche wie menschliche.

Eigentlich war dieses Buch ja als Jubiläumsgabe zum 125jährigen Bestehen des Kinderspitals gedacht. Wie jedes sinnvolle Projekt dieser Art hat es sich schnell vom kalendarischen Anlass entfernt. Die mannigfachen Verzögerungen hatten ihre Gründe. Schliesslich konnte man nicht über die Zukunft des Kinderspitals schreiben, bevor die Grundsatzdiskussion über den Standort entschieden war. So ging der Jubiläumstermin vorbei – und es wurde, in mehreren Überarbeitungsschritten, der Weg frei für ein Sachbuch, mit dem versucht wird, die grossen historischen und sozialen Entwicklungslinien nachzuzeichnen und zugleich reportagehaft Einblick zu geben in die unglaubliche Komplexität und Delikatesse der Arbeit, die hier täglich verrichtet wird.